Zeitschrift: Pestalozziblätter

Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen Permanenten Schulausstellung

Band: 14 (1893)

Heft: 2

Artikel: Pestalozzi und die zürcherischen Humanisten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pestalozziblätter.

XIV. Jahrg. No. 2. Beilage zur „Schweiz. Pädagog. Zeitschrift". Juli 1893.

Inhalt: Pestalozzi und die zürcherischen Humanisten.

Pestalozzi und die zürcherischen Humanisten.

Es ist bekannt, wie Pestalozzi selbst während der Zeit seines Ruhms an sich die Wahrheit des Spruches erfuhr, dass der Prophet am ehesten in seiner Vaterstadt verkannt werde. Des Chorherrn Bremi „Drei Dutzend Fragen" in der Bürklischen Zeitung, die Invektiven des berühmten Gelehrten J. J. Hottinger des ältern gegen Pestalozzi, Pestalozzis „offenes Wort eines gekränkten alten Patrioten an seine Vaterstadt" legen Zeugnis von der Spannung ab, die zwischen ihm und den gelehrten Wortführern des damaligen geistigen Lebens in Zürich bestand. Als Grund derselben wird in erster Linie stets Pestalozzis politische Vergangenheit angegeben, so auch von Morf, Zur Biographie Pestalozzis, Bd. IV, p. 284.

Nun ist es ja gewiss, dass dem Manne gegenüber, den die Revolution zum französischen Ehrenbürger ernannt, der die „Nachforschungen" geschrieben, der zur Zeit der Gährung im eigenen Kanton 1798 mit der Kokarde „bon patriote" in Stäfa aufgetreten war,[1]) der durch seine populäre Beredsamkeit in Aarau die sofortige Aufhebung des Zehntens, der damaligen Hauptnährquelle der Geistlichkeit und der Anstalten für höhere Bildung, durchgesetzt[2]) und dann noch 1802 als Vertreter der verhassten unitarischen Richtung an der Consulta in Paris mitgewirkt hatte, — dass diesem Manne gegenüber in weiten Kreisen der städtischen Bevölkerung eine Verstimmung herrschen mochte, die selbst der Weltruhm des Pädagogen nicht völlig zu überwinden im stande war. Sicher ist ferner, dass dieser politische Standpunkt die (mit Bremis und Hottingers Angriffen gleichzeitige) Polemik des Berners Haller in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" gegen Pestalozzi veranlasst und vergiftet hat. Aber wenn auch die damaligen zürcherischen Gelehrten entschieden der ganzen helvetischen Periode und deren Vertretern antipathisch entgegenstanden, wenn namentlich Pestalozzis Stellung zu der Frage des Zehntens ihm in diesen Kreisen besondere Abneigung eintragen musste, seine politischen Ketzereien reichen doch nicht für die Erklärung der Tatsache aus, dass gerade ein Hottinger und Bremi, Männer von hoher Einsicht und weitem Horizont, in der Wissenschaft und im geselligen

---

[1]) S. Pestalozziblätter 1891, Nr. 4, p. 54.

[2]) S. Schweiz. Lehrerzeitung 1891, Nr. 16, „Pestalozzi in dem Briefwechsel von J. G. Müller und Joh. v. Müller.

Leben die Vorkämpfer einer freien und toleranten Geistesrichtung, sich berufen fühlten, im Vordertreffen gegen Pestalozzi zu kämpfen. Der Grund liegt ohne Zweifel tiefer; es ist der Gegensatz zwischen der humanistischen Gelehrsamkeit und der volkstümlichen Bewegung, der Gegensatz, der schon drei Jahrhunderte früher zwischen Erasmus und Luther eine unüberbrückbare Kluft geschaffen. Auch ist die gegenseitige Abneigung zwischen Pestalozzi und der humanistischen Richtung in Zürich älter als Pestalozzis politisches Auftreten. Der Gegensatz geht bis auf Pestalozzis Jugendjahre zurück, und diese Abneigung ist wohl von vornherein — und das zeigt ihre Naturnotwendigkeit — eine gegenseitige.

I.

Freilich aus Pestalozzis Schwanengesang und der in diesem Werk seiner letzten Jahre, nachdem die Gegner fast alle schon die Erde deckte, abgeglätteten Darstellung seiner Jugendgeschichte ist dies kaum mehr zu erkennen. „Der Zeitpunkt“ (meiner Jugendbildung), sagt er da,[1]) „war . . . rücksichtlich des öffentlichen Unterrichtes in meiner Vaterstadt in wissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichnet gut. Bodmer, Breitinger, später Steinbrüchel und viele andere Professoren und Gelehrte dieser Zeit waren in einem hohen Grad ausgezeichnet wissenschaftlich gebildete Männer, obgleich sie, wo nicht alle, doch weitaus die meisten, eine für das praktische Leben, wozu die Jünglinge unserer Stadt hätten gebildet werden sollen, nicht genugsam begründete Geistesrichtung belebte.“

Der zürcherische Humanismus geht — das hat Hottinger in seiner Rede über „Zürichs religiösen und literarischen Zustand im 18. Jahrhundert“ (Zürich 1802) klar gelegt — auf *Breitinger*, Bodmers Kampfgenossen gegen Gottsched, zurück. Was Breitinger begonnen, setzte *Steinbrüchel* fort. Steinbrüchels dankbarer Schüler und Nachfolger im Amt war *Hottinger* selbst. Diese drei Männer haben gewissermassen in drei Generationen dem gelehrten Zürich zu Pestalozzis Lebzeiten den Stempel ihrer Geistesrichtung aufgedrückt. Während Pestalozzis Studienzeit am Collegium Carolinum (Frühling 1763 bis Herbst 1765) war Breitinger Lehrer der griechischen Sprache (1745—1776), Steinbrüchel Professor der Eloquenz (1764—1769) an dieser Anstalt.[2])

Meines Wissens hat Pestalozzi in keiner Stelle seiner Schriften oder Briefe (wenn man von obigem Zitat aus dem Schwanengesang absieht) eine Äusserung hinterlassen, die sich speziell mit *Breitinger* beschäftigt, noch weniger ist eine Äusserung Breitingers über seinen Schüler bekannt. Für unsere Darstellung fällt er somit ausser Betracht.

„Unter Breitingers vielen und grossen Verdiensten um seine Vaterstadt — äussert sich Hottinger — ist ohne Zweifel *Steinbrüchels* Weckung und Bildung

---

[1]) Seyffarth, Pestalozzis sämtl. Werke, XIV 197/198.

[2]) Pestalozzi-Studien I (Beilage zum 16. Jahresbericht der schweiz. permanenten Schulausstellung in Zürich) p. 69.

das grösste. Dieser seltene Mann voll Geist und Kraft, dessen Grösse alles, was ihm nahekam, freiwillig huldigte, schien dazu ausersehen, die weisen Pläne seines Lehrers auszuführen. Schon früher durch seine Talente und durch das Feuer seiner Tätigkeit, gleichsam als durch eine öffentliche Stimme, zum allgemeinen Lehrer des Vaterlandes berufen, trat er als Jüngling auf und füllte ganz allein die Lücken aus, welche das Gedeihen des wissenschaftlichen Unterrichts aufhielten. Sein heller Vortrag und die siegende Überzeugungskraft seiner geistvollen Darstellung lockten bald die lernbegierige Jugend scharenweise zu ihm. Sie liess sich die bereits gelesenen Schriften der Griechen und Römer von ihm erklären und erstaunte, sie nun ganz anders zu finden als vorher. Sie hörte seinen philosophischen Unterricht, und das Feuer einer regen Begeisterung ergriff alle besseren Köpfe. Das Interesse des Stoffes schränkte sich nicht auf die Stunden des Unterrichtes ein. Man fing an, selbst zu denken, man teilte sich das Gedachte mit, wendete das Erlernte an, und Philosophie wurde bald der Text der freundschaftlichen Unterhaltung.

„Steinbrüchel war nicht bloss der allgemeine Lehrer der Jugend. Die heitere Laune seines gesellschaftlichen Umgangs versammelte bald die gebildetsten seiner Mitbürger um ihn. Seine anspruchslose Mitteilung seines Geistes und Herzens war die Würze des gesellschaftlichen Ideentausches, seine Unterhaltung eine Schule sokratischer Weisheit. Er unterrichtete ohne es zu scheinen; man lernte von ihm, ohne es zu wollen. Der grosse Mann hob seine Zeitgenossen um ein paar Stufen höher. In seinem Umgange entwickelten sich die Ideen, die Begriffe wurden aufgeklärt, die Vorstellungen gereinigt, die Gesichtspunkte erweitert und berichtigt. Man ward allmählig mit neuen Ansichten vertraut; gesundere Grundsätze kamen empor, und die Sache der Vernunft fand selbst unter den Eingeweihten manchen entschlossenen Verteidiger.

„Jetzt war die Philosophie in ihre Rechte eingesetzt und damit alles gewonnen. Umsonst machten die sog. Rechtgläubigen ihre ehemaligen Ansprüche gegen sie geltend. Umsonst forderten sie die Verketzerungssucht zu ihrem letzten Beistande auf. Alle ihre Bewegungen führten zu keinem Ziel; sie waren nichts als die letzten Zuckungen ihrer allzulange usurpirten Herrschaft.“

Ein eingehendes Lebensbild dieses seines hochverehrten Lehrers[1]) hat Hottinger 1796 beim Antritt der durch Steinbrüchels Tod verwaisten Professur der griechischen Sprache entworfen (acroama de J. J. Steinbrychelio); er gedachte darin auch speziell der theologischen Wirksamkeit seines Vorgängers — denn das Carolinum bildete fast ausschliesslich Theologen, und in dieser von Steinbrüchel zuletzt bekleideten Lehrstelle war Theologie und Philologie (lingua graeca et philologia sacra) verbunden — die ihn zum hauptsächlichsten Förderer der damaligen theologischen Aufklärung machte.

[1]) Steinbrüchel ist geboren 1729. S. über ihn Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule I, p. 208—10.

In seinen „Mitteilungen über Heinrich Pestalozzi“ hat Henning im „Schulrat an der Oder“, ohne einen Namen zu nennen, auf Grund der mündlichen Angaben, die er s. Z. als preussischer Eleve zu Iferten über Pestalozzis Lebens- und Entwicklungsgang von diesem selbst und noch mehr von Niederer erhielt, auseinandergesetzt, wie wenig Pestalozzi sich von dieser Art der Aufklärung angezogen fühlte und wie wenig er sie im Einklang mit einer praktischen Bildung der Landgeistlichen hielt; die Stelle ist in den Pestalozziblättern 1885 p. 66/67 abgedruckt. Durch die Freundlichkeit einer Enkelin Hennings, Frl. Martin, ist es dem Pestalozzistübchen nun auch möglich geworden, Einsicht von den ursprünglichen Aufzeichnungen zu nehmen, die Henning vor März 1811 sich notirte. Ich gebe seine diesfallsigen Bemerkungen wörtlich wieder und zwar in etwas weiterm Umfang, da sie noch andere für Pestalozzis Bildungsgang bisher übersehene Gesichtspunkte enthalten.

„*Über den Einfluss Rousseaus auf ihn.* In der allgemeinen Gährung erschien Rousseaus Werk und machte Aufsehen durch seine politischen Ansichten und durch seine Ansichten über Erziehung. An beiden nahm Pestalozzi grossen Anteil. Rousseau machte gewissermassen Partheyen. Seine Ansichten über die wissenschaftliche Bildung und deren Gehaltlosigkeit brachte den Eindruck in Pestalozzi hervor, dass er das wissenschaftliche Leben verwarf und sich überzeugte, dass die ganze Basis der europäischen Kultur nichts tauge und dass das wissenschaftliche Leben etwas Unnatürliches sei. Sein jugendlicher Enthusiasmus hatte sich noch nicht auf den Punkt erhoben, von tieferem Standpunkt als Rousseau aus die Kultur mit der Natur zu vereinigen. Pestalozzi kam daher notwendig auf den Gesichtspunkt, dass ein Anfangspunkt sein müsse, wo Natur und Kultur in ihrer wesentlichen Harmonie erscheinen.[1]) Was Rousseau aussprach, setzte er ins höchste Licht. Dies hatte den entscheidendsten Einfluss darauf, dass er das wissenschaftliche Leben aus Überzeugung verwarf und sich mit Geist und Herzen davon trennte, nicht bloss um der äusserlichen Verhältnisse in der Gesellschaft willen (die beschränkten Erfahrungen in dem Kreise, in welchem er lebte.)[2])

„So brachte Winkelmann[3]) ähnliche Ansichten über Kunst in ihm hervor — Orell und Füssli wirkten dazu mit. — Damals traten fast in allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst grosse Köpfe auf. — Das ausserordentliche Leben, das von allen Seiten auflebte, wusste eben nicht das Wirkliche aufzunehmen, und dieses wusste sich nicht an jenes anzuschliessen. Es trennten sich beide. In Zürich war ein grosses Streben, nach Winkelmanns Ansichten zu arbeiten,

---

[1]) Dieser Passus weist bestimmt auf Niedererschen Ursprung.

[2]) Die in Klammern gesetzte Notiz ist später zwischen die Zeilen geschrieben.

[3]) Joh. Joachim Winkelmann, der Begründer der wissenschaftlichen Archäologie und der Geschichte der alten Kunst, geb. 1717, ermordet 1768.

Füssli in London, [1]) die beiden Hess, [2]) Lavater auch. Diese Epoche ist durch die Universalität der Kraft und durch die Richtung des Schwungs, den fast alle jungen Leute damals nahmen, besonders merkwürdig. Wie der Enthusiasmus sich aber erschöpfte, so entwickelte sich besonders Rousseaus Ansicht bei Pestalozzi, nämlich die Hilflosigkeit, in welcher Kunst und Wissenschaft den Menschen lasse und nicht auf das Volk übergehe. In religiöser Hinsicht ist es ihm das grösste Bedürfnis gewesen, dass der Geist der Menschen übereinstimmend mit ihrer Handlungsweise erscheine. Wie ihm das Getrenntsein der Kunst und Wissenschaft vom Leben erschien, so [war] empörte ihn das auch in religiöser Hinsicht. Er sah, dass religiöse Menschen oft der Spielball waren in der Hand der klugen und wo die Religion zur Erkenntnis sich ausbildete, da wurde sie Aufklärerei und trennte sich vom Leben. Es bildete sich eine Art Aufklärungsschule in Zürich. „Beiträge zum vernünftigen Denken in der Religion.“ [3]) — Dieses Buch machte grosses Aufsehen und hatte viel Einfluss auf die Exegese und leistete der Aufklärungsepoche grossen Vorschub. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“. [4]) Ein wesentlicher Anstoss ging von Breitinger aus; Corrodi stand an der Spitze jener Aufklärungspartei. *Prof. Steinbrüchel eine der wunderbarsten Erscheinungen.* Ein sehr witziger und gelehrter, umfassender, tiefsehender Mann, [5]) aber durchaus ungemütlich. Die Zürcher Geistlichen haben um Witz z. Th. noch seinen Ton. Er hat viel [dazu] beigetragen zur Belebung der Exegese. Wegen seiner Gemütlosigkeit wirkte er aber sehr einseitig auf die Bildung der Studirenden, und es trug zur Einseitigkeit des theologischen Studiums Pestalozzis bei, und Pestalozzi erklärte sich daher oft in seinen Schriften, dass die Geistlichen in Hinsicht auf seine [6]) Studien, in Hinsicht aufs Volk u. s. w. etwas ganz anderes sein müssten als sie wären; ebenso beklagt er sich auch oft über das wenige Erscheinen der Religion im Leben; daher kam es, dass man Pestalozzi als irreligiös verschrie. Es empörte ihn aber, was er sah. Man vergleiche seine Darstellung des Pfarrer Ernst in Lienhard und Gertrud; da sein Ideal eines Pfarrers.“

Diese Auseinandersetzung stellt den Kern der Meinungsverschiedenheit vollständig klar. Pestalozzi hält die rein philologisch-kritische, im Sinn des gelehrten Humanismus, und auch mit den Zutaten desselben in profanem Witz betriebene Vorbildung der Theologen für deren Einführung ins praktische Wirken

---

[5]) Er wirkte auf die Schweizer wie Christ. Thomasius auf die Deutschen.*) Es ist diese Persiflage noch jetzt bei den Zürcher Geistlichen so. (Anm. Hennings.)

[1]) Der Maler Heinrich Füssli (1741—1825).

[2]) Heinrich Hess (1741—1770) und Felix Hess (1742—1768).

[3]) Herausgegeben von Prof. Heinrich Corrodi von Zürich (1752—1793). Frankfurt und Leipzig, 1780.

[4]) Allgemeine deutsche Bibliothek. 118 Bände. Berlin und Stettin, 1766— Kiel, 1796.

[6]) Soll heissen „ihre“.

*) Geb. 1655, † als Professor der Rechte zu Halle 1728

als Seelsorger verfehlt und möchte an deren Stelle oder Seite eine solche Vorbereitung gesetzt sehen, die für den Beruf innerlich erwärmte und das Verständnis für die Bedürfnisse namentlich auch des Landvolkes zu pflanzen im stande ist; der Ausgangspunkt ist die Anschauung, nicht das philologische und exegetische Wissen, das Herz für die Sache und für das Volk macht den rechten Pfarrer aus. Der aber, der jene verfehlte Richtung durch das Übergewicht seiner Persönlichkeit zur einseitig herrschenden gemacht hat, ist *Steinbrüchel.* Das wissen wir nun durch Henning.

II.

Sollte zu der Antipathie Pestalozzis gegen Steinbrüchel nicht auch ein persönlicher Gegensatz beigetragen haben?

Im Schwanengesang [1]) erzählt Pestalozzi bekanntlich auch folgendes:

„Mitten indem ich in einigen Teilen eines bestimmten Unterrichtsfaches hinter meinen Mitschülern weit zurückstand, übertraf ich sie in einigen andern Teilen derselben in einem seltenen Grad. Das ist so wahr, dass ich einst, da einer meiner Professoren, der sehr wohl griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatte, einige Reden von Demosthenes übersetzte und drucken liess, die Kühnheit hatte, mit den beschränkten Schulanfängen, die ich im Griechischen besass, eine dieser Reden auch zu übersetzen und im Examen als Probestück meiner diesfälligen Vorschritte niederzulegen. Ein Teil dieser Übersetzung wurde im Lindauer-Journal einem Aufsatze, „Agis“ betitelt, beigedruckt. Meine Übersetzung war auch unstreitig in Rücksicht auf Feuer und rednerische Lebendigkeit besser als die des Herrn Professors, ungeachtet ich ohne alle Widerrede noch so viel als nicht griechisch konnte, hingegen der Herr Professor wohl.“

Wer war dieser Herr Professor?

Alle gewöhnlich zum Ziel führenden Hilfsmittel, das Leu'sche Lexikon und seine Supplemente, die Kataloge der Stadtbibliothek Zürich mit den Angaben über Schriften der zu Pestalozzis Studienzeit amtirenden Lehrer boten darüber keine Auskunft. Und doch war der Wunsch, hierüber ins Klare zu kommen, um so lebhafter, als Henning bei Erwähnung der nämlichen Tatsache ihr zugleich einen bedeutenden Anteil an Pestalozzis Entschluss zuschreibt, der Theologie und der Fortsetzung seiner Studien am Carolinum überhaupt zu entsagen.

Im „Schulrat an der Oder“ berichtet Henning über diesen Punkt: [2])

„Zur Übersetzung der demosthenischen Reden ward er durch die misslungene Übersetzung derselben Reden von einem seiner Lehrer, einem Professor der griechischen Sprache auf dem Collegium humanitatis, *der sich stolz und anmassend gegen ihn und andere betragen hatte,* veranlasst; seine Übersetzung sollte also eine Kritik dieser Übersetzung seines Lehrers sein.“

[1]) Seyffarth, a. a. O. XIV, 196/197.

[2]) Pestalozzibl. 1885, p. 65/66.

Ferner rechnet Henning zu den Gründen, die Pestalozzi zur Entsagung auf den geistlichen Stand bewogen, *„auch wohl die Anfeindung desjenigen unter seinen Lehrern, dessen Übersetzung der demosthenischen Reden er durch seine Übersetzung zu Schanden gemacht hatte.“*

Fast noch bestimmter und — indem sie nur von der Übersetzung Einer Rede durch Pestalozzi wissen — auch richtiger, sagen Hennings Originalnotizen:

„Demosthenes Rede, die ein Professor schlecht übersetzte, übersetzte er, um jenen seine Fehler innewerden zu lassen. Dieser ward ihm feind, und dies war mit Ursache, dass er auf den geistlichen Stand Verzicht tat. Schwäche, die anmassend ist, konnte er gar nicht ertragen.“

Die Angabe Hennings, dass der betreffende Lehrer ebendamals Professor des Griechischen am Collegium humanitatis gewesen, ist insofern von vornherein als inkorrekt zu erklären, als es sich ja wohl um einen Lehrer handeln muss, der eben zu jener Zeit (1765) Pestalozzis Lehrer war; Pestalozzi aber hatte schon im Frühjahr 1763 den Übergang vom Coll. hum. zum Obern Colleg, zum Collegium Carolinum gemacht.

Von den Lehrern, die 1763—65 am Collegium Carolinum wirkten, können wohl ausschliesslich in Frage kommen: Breitinger (Prof. des Griechischen), J. J. Gessner (Hebräisch), J. R. Ulrich (Eloquenz, seit 1764 Sittenlehre) und Steinbrüchel (seit 1764 Eloquenz).

Von diesen allen hat keiner sich als Übersetzer literarisch betätigt, mit Ausnahme *Steinbrüchels*, der eben damals in derjenigen Periode seines Lebens stand, da er sich mit Vorliebe diesem Zweige literarischer Tätigkeit zuwandte. 1763 hatte er in zwei Bänden die von ihm 1759 und 1760 veröffentlichten Übersetzungen des Sophokles und Pindar, mit solchen des Euripides vermehrt, als „tragisches Theater der Griechen“ zusammengefasst. Von dieser Zeit an aber schweigt seine Übersetzermuse völlig; und selbst Hottinger in seinem acroama de J. J. St. weiss von keinen weitern Versuchen seines Lehrers nach dieser Richtung.

Schlagen wir nun das „Lindauer Journal“ auf, oder wie es in seinem wirklichen Titel heisst: „Vollständige und kritische Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit nebst andern zur Gelehrsamkeit gehörigen Sachen, Lindau und Leipzig bei Jakob Otto“, so finden wir in dessen 2. Band im 12. Stück (1766) als Nr. V den Aufsatz „Agis“ (1765)[1]) mit folgender Vorbemerkung der Redaktion: „Nachstehendes Stück ist die Arbeit eines verdienstvollen Jünglings, von noch nicht zwanzig Jahren, die aber nichts weniger als zum Druck bestimmt, sondern nur in einer kleinen Versammlung edeldenkender Jünglinge vorgelesen ward. Wie sehr sie aber die Bekanntmachung verdient, wird jeder unserer Leser ohne unsere Empfehlung leicht sehen.“

---

[1]) Mit der vorangehenden Übersetzung abgedruckt bei Seyffarth, a. a. O. Bd. VIII, p. 237 ff.

Dem eigentlichen Aufsatz „Agis“ geht voran die Übersetzung einer Stelle aus der „3. olynthischen Rede des Demosthenes an das Volk“ (p. 347—50), die vom Autor mit der Notiz eingeführt wird:

„Diese Stelle ist eigentlich bestimmt als eine Anmerkung zu p. 366, den Zustand Athens zu erklären. Ich habe sie aber wegen ihrer Grösse lieber vorangesetzt und mag es leiden, dass man sie eine Vorrede heisst; wenn man darin nur nicht Entschuldigungen meiner eigenen Freimütigkeit oder gar Schilderungen unserer eigenen Umstände sucht; und ich muss alle Leser heilig versichern, dass es gewiss keine Satyre auf unsere Umstände, sondern eine genaue Übersetzung einer Stelle aus der Mitte der 3. olynthischen Rede des Demosthenes an das Volk zu Athen ist.“

Durchblättern wir nun aber den voranstehenden Teil dieses Bandes des Lindauer Journals, so finden wir im 9. Stück (dem ersten des zweiten Bandes, das wie die beiden folgenden noch die Jahrzahl 1765 trägt) p. 68 ebenfalls als Nr. V eine Übersetzung von Demosthenes 1. olynthischer Rede mit folgender redaktioneller Einführung: [1])

„Diese Rede ist uns mit folgendem Schreiben von Z** zugesandt worden:

„Mein Herr!

„Ich nehme die Freiheit, Ihnen gegenwärtige Übersetzung einer Rede des Demosthenes in der Absicht zu übersenden, dass Sie solche in Ihrem Journale einrücken möchten.[2]) Der Verfasser derselben hat schon einige Zeit an einer Übersetzung der sämtlichen Werke dieses grossen Redners gearbeitet und ist damit allbereit ziemlich weit gekommen: da aber seine Absicht dahin gehet, eine Übersetzung zu liefern, aus welcher man, soweit es möglich ist, den Demosthenes nicht nur als einen klugen und patriotischen Staatsmann, sondern als den grossen Redner kennen lernen und seine Übersetzung in Absicht auf diese [3]) letztere zu einem Muster für angehende Redner dienen könne; so hinterhält er seine Arbeit immer noch, um ihr mehrere Vollkommenheit zu geben und seine Übersetzung des Originals würdig zu machen.

„Er theilet indessen gegenwärtiges Stück dem Publico mit, um ihm einen bessern Begriff von der Beredsamkeit dieses Redners zu geben, als man aus der Übersetzung des Herrn Reiske erhalten muss, in welcher man den Redner grossentheils verkennt, und die nur soweit dienen kann, als man in Absicht auf die Staatsverfassung von Athen und ganz Griechenland überhaupt, oder in Absicht auf die Geschichte desselben und besonders seine Händel mit dem Philippus leicht [4]) zu ziehen sucht.

---

[1]) Durch einen Zufall „weil im vorigen Stück . . . in der Rede des Demosthenes einige Versetzungen der Materie geschehen“ wurde die Redaktion veranlasst, den Bogen umdrucken und dem 10. Stück neu beigeben zu lassen. Die folgenden Anmerkungen geben die Abänderungen, die diese Doublette für die redaktionelle Einführung hat:

[2]) mögten. [3]) dieses. [4]) Licht.

„Hätte Herr Reiske sich mit seiner Arbeit nicht übereilet, so ist nicht zu zweifeln, dass seine Übersetzung eben den Ruhm erhalten,[1]) welchen er sich durch andere Werke erworben hat.“

St.[2])

Fassen wir das Resultat dieser Angaben zusammen.

1. Wie weit Pestalozzis Aussage richtig ist, dass er am Examen die (ganze) 3. olynthische Rede als Probe und als Gegenstück einer auch von einem seiner Lehrer übersetzten Rede aufgelegt habe, lässt sich nicht mehr ermitteln.

2. Während *St.* nur die 1. olynthische Rede veröffentlicht zu haben scheint, ist Pestalozzis Ausschnitt der 3. olynthischen Rede entnommen.

3. Auch sonst ist von Pestalozzi bei der Drucklegung jede Spur beseitigt worden, dass seine Übersetzung ein Gegenstück zu der von *St.* sein solle.

4. Der „Agis“ und wohl auch diese Teilübersetzung ist von Pestalozzi vorher in einer Gesellschaft seiner Freunde — wohl der politischen Gesellschaft auf der Gerwe — vorgelesen worden; gerade die Anmerkung Pestalozzis zur Übersetzung zeigt, indem sie es satirisch zu verdecken für notwendig findet, dass diese zum Zwecke hat, der Gegenwart aus sittenreformatorischen Gründen einen Spiegel vorzuhalten (was ihr auch in ganz frappanter Weise gelungen ist), in Analogie mit der im „Erinnerer“ von dieser nämlichen Gesellschaft befolgten Tendenz.

5. So liegt der gegen *St.* durch diese Veröffentlichung geführte persönliche Hieb nur darin, dass Pestalozzis Arbeit nicht im „Erinnerer“, sondern in der gleichen Zeitschrift erschien, in der er selbst mit seiner Übersetzung aufgetreten war.

Ist nun *St.* (oder wie in der Doublette vorsichtiger geschrieben steht *st*) in Z** wirklich Prof. Steinbrüchel in Zürich?

Ich denke, es spreche von vornherein einige Wahrscheinlichkeit dafür, sofern wenigstens eine fachmännische Vergleichung dieser seiner demosthenischen Rede mit Steinbrüchels Übersetzungen griechischer Dichter nicht bestimmte Gegenindizien liefert. Ist *St.* aber Steinbrüchel, dann muss ihn der Schlag wirklich hart und entscheidend getroffen haben, da er nicht nur seine schon vorhandenen weitern Übersetzungen demosthenischer Reden nicht mehr veröffentlichte, sondern diesen Versuch dermassen totschwieg, dass selbst sein getreuer Hottinger nichts mehr von demselben erfuhr — oder seiner zu erwähnen auch nach Steinbrüchels Tod nicht für gut fand.

Um über das philologische Problem, die Verwandtschaft der Demosthenes-Übersetzung von *St.* mit den Übersetzungen griechischer Dichter durch Steinbrüchel soweit möglich Klarheit zu erhalten, erbat ich mir die Vermittlung meines Freundes Prof. Dr. Hitzig, Direktor des philologischen Seminars an der

[1]) erhalten hätte. [2]) *st*.

Hochschule Zürich, und dieser hatte die Freundlichkeit, einen seiner Schüler, Herrn stud. phil. *G. Billeter*, mit der Untersuchung der Frage zu beauftragen. Die Schlüsse, zu denen Herr Billeter in seiner Arbeit kam, sind folgende:

1. Vergleichungspunkt: Die *Übersetzergrundsätze* in der Vorrede zu Steinbrüchels Dichterübersetzungen, aus der Feder S. Gessners, der sie aber als diejenigen Steinbrüchels bezeichnet,[1]) und in der Anmerkung von *St.* zur 1. (gegenwärtig als 2. gezählten) olynthischen Rede im Lindauer Journal (s. o.). Ich denke, dass die dargelegten Grundsätze hüben und drüben sich nicht nur nicht widersprechen, sondern sogar ziemliche Übereinstimmung zeigen. Die Verschiedenheit des Übersetzungsstoffes macht sich eben schon hier geltend, so dass ein sicheres Entscheiden schwer wird. Dennoch glauben wir diesen Punkt als positives Moment ansehen zu dürfen, oder doch als indifferentes, keinenfalls als negatives.

2. *Stil und Orthographie.* Die kräftige deutsche Sprache eignet nicht bloss der *St.*-Übersetzung und der Tragiker-Übersetzung Steinbrüchels gemeinschaftlich, sondern ebenso andern Aufsätzen des Lindauer Journals, die von Dritten stammen. In der Orthographie ist sich Steinbrüchel in den beiden Ausgaben seiner Dramenübersetzungen selbst nicht treu geblieben. Steinbrüchel und *St.* bringen manche eigentümliche Ausdrücke gemeinsam; anderseits sagt *St.* konsequent „Denkungsart", Steinbrüchel dagegen in der Elektra „Denkart" (für γνώμη). „Anderes dagegen, was uns in der Übersetzung der Rede auffallen könnte, findet sich auch in dem p. 346 bis 358 abgedruckten Stück: Übersetzung einer Stelle aus der 3. olynthischen Rede;[2]) diese uns auffälligen Ausdrücke sind damit als nicht speziell dem Ungenannten (*St.*) angehörig nachgewiesen.[3])" Dieses Moment ist also indifferent.

3. *Die Übersetzungsart.* Eigentümlich oder pedantisch gleichartige Übersetzungen für bestimmte griechische Ausdrücke lassen sich für *St.* und Steinbrüchel gemeinsam kaum nachweisen. „Und selbst wenn es sich erwiese, dass in beiden Übersetzungen einzelne gleiche Übersetzungsweisen vorkämen, so könnte man daraus nicht schliessen, sie kämen vom gleichen Verfasser; gewisse Ausdrücke werden aus allen Sprachen fast durchweg auch von verschiedenen Leuten gleich übersetzt und zwar je nach ihrem Verständnis, bald glücklich, bald steif. In dem Übersetzungsstück p. 346 ff.[2]) treffen wir dagegen hie und da auf unbeholfene Wendungen, wie überhaupt der ganze Ton mehr die Übersetzung merken lässt. Insofern aber treten

---

[1]) „Der Übersetzer muss Genie genug sein, um so gänzlich die Sinnesart seines Originals an sich zu nehmen, dass er diese Stellen so sagt, wie sie der Grieche würde gesagt haben, wenn er in der Sprache geschrieben hätte, in die er übersetzt wird" u. s. w.

[2]) Pestalozzis Arbeit.

[3]) Vielleicht doch nicht so ganz, wenn *St.* = Steinbrüchel, Pestalozzis Lehrer, ist.

die Übersetzung des Ungenannten (*St.*) und die Steinbrüchels auf eine Seite. Am richtigsten werden wir also aus diesen beiden Punkten ein indifferentes Moment ziehen, eher noch ein schwach positives, jedenfalls kein negatives."

Dagegen zeigen nun *St.* und Steinbrüchel ein reiches Register von Unrichtigkeiten in der Auffassung des griechischen Textes, Übersetzungszusätze und Kürzungen. Hervorzuheben ist, dass beide die Partikeln fast ganz weglassen, beziehungsweise über ihre Setzung nach Gutdünken schalten, dass sie Weglassungen und Zusätze nach Belieben sich gestatten, doch so, dass nichts Wesentliches verloren geht; dass sie, um ein fliessendes, original, nicht übersetzungsmässig klingendes Deutsch zu bekommen, ausserdem sich nicht allzustreng an die Ausdrucksform des Griechischen halten, sondern sehr oft nur den *Sinn* des Originals zum Ausdruck bringen. Dabei wird die Übersetzung nicht eigentlich treu im strengen Sinne, sondern bei beiden ganz gleichmässig eine in ihrer Art originelle aber subjektive Zeichnung des Originals . . . Darin zeigen sie freilich das Gepräge ihrer Zeit; aber auch ausserdem erscheinen sie individuell gleichmässig gearbeitet. Nehmen wir z. B. die schon erwähnte Übersetzung, die ein „Jüngling" von einem Abschnitt aus der 3. olynthischen Rede lieferte,[1]) so finden wir das allgemeine Gepräge auch in dieser Übersetzung; dass alle drei denselben Jahrzehnten bezw. demselben Ganz- oder Halbjahrhundert angehört haben, merkt man sofort; ja selbst einzelne Individualzüge, die wir an Steinbrüchels und *St.*'s Übersetzung fanden, erscheinen auch hier,[2]) z. B. Weglassung einiger Partikeln. Aber diese Weglassungen sind willkürlich und helfen die Sätze nicht besser stilisiren als sie es auch ohnehin wären. Und was übersetzt ist, das erscheint getreuer oder besser, „schulmässiger" übersetzt; man sieht, der Jüngling, der seine Übersetzung selbst als „genau" bezeichnet, nimmt es zwar nicht genau genug nach unsern Begriffen, meint aber, und mit Recht, gegenüber andern Übersetzungen seiner Zeit „genauer" zu sein, nämlich mehr Wort um Wort wiedergebend.[3])

Das Fazit der Untersuchung wäre also folgendes: Negative gegen die Gleichheit und für die Ungleichheit der Verfasser[4]) sprechende Momente

---

[1]) Pestalozzis Arbeit.

[2]) Vielleicht ist auch dies nicht zufällig, wenn man bedenkt, dass Steinbrüchel Pestalozzis Lehrer am Carolinum war.

[3]) Dieses Urteil steht Pestalozzis Urteil über Licht- und Schattenseiten der Demosthenes-Übersetzung des Herrn Professors und seiner eigenen (im „Schwanengesang", s. o.) diametral entgegen.

[4]) Von Steinbrüchels Tragiker-Übersetzung und der *St.*-Übersetzung im „Lindauer Journal".

keine, indifferente eines,[1]) solche, die wir als indifferent oder im günstigen Falle auch als positiv ansprechen zu dürfen glauben, zwei,[2]) positive eines.[3])

Es spricht somit auch die philologische Betrachtung wenn freilich nicht für die Gewissheit, so doch wenigstens durchaus nicht gegen, sondern für die Wahrscheinlichkeit, dass *St.* und Steinbrüchel die nämliche Persönlichkeit sei.

III.

Wie steht es nun aber mit Hennings Versicherung, dass jener Lehrer sich Pestalozzi und andern Schülern gegenüber stolz und anmassend betragen und ihn dadurch zu dieser Gegenübersetzung veranlasst, und dass er durch seine fortgesetzten Anfeindungen ihn des Studiums der Theologie und am Carolinum überdrüssig gemacht habe — wenn *St.* Professor Steinbrüchel ist?

Direkte Beweise über diesen Punkt werden wohl keine mehr aufgestellt werden können. Aber indirekt lässt sich, trotz Hottingers begeisterter Schilderung seines Lehrers und trotz aller wirklichen Verdienste des letztern, auch diese Angabe wahrscheinlich machen.

Man halte sich nur das Bild Pestalozzis als Schüler, wie er es selbst im „Schwanengesang" gezeichnet, vor Augen: „So wie ich in einzelnen Teilen meiner Unterrichtsfächer ohne alles Verhältnis weniger als in andern Vorschritte machte, so war mir überhaupt, ich darf nicht einmal sagen das eigentliche Verstehen, sondern vielmehr das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Erkenntnisgegenständen, die ich erlernen sollte, immer weit wichtiger als das praktische Einüben der Mittel ihrer Ausübung. — Obgleich einer der besten Schüler, beging ich dann doch mit einer unbegreiflichen Gedankenlosigkeit Fehler, deren sich keiner der schlechtern von ihnen schuldig machte." Nach dem Sinn eines Lehrers der Philologie war er somit gewiss ein Schüler, der sehr viel zu wünschen übrig liess; und wenn er zeitlebens mit der deutschen Orthographie nicht vollständig ausgekommen ist, so mag als ziemlich gewiss hingestellt werden, dass er in den Spiritus und Akzenten der griechischen Schreibweise mehr als einen Verstoss sich hat zu Schulden kommen lassen.

Nun haben wir aber neben Hottingers „acroama" noch eine andere biographische Skizze über Steinbrüchel, und wenn beide schon darin zusammenstimmen, dass Steinbrüchel mehr kompilatorisches Geschick als urwüchsige Originalität (die einer von der gewöhnlichen Bahn abweichenden Genialität am ehesten hätte gerecht werden können) besass, so verdanken wir dieser zweiten Skizze auch noch bestimmte Mitteilungen über Steinbrüchels Verhalten den Schülern gegenüber; diese Mitteilungen sind um so wertvoller, als sie von einem Manne,

[1]) Stil und Orthographie.

[2]) Übersetzungsgrundsätze und Gewandtheit in der Übersetzung griechischer Ausdrücke.

[3]) Freie Behandlung des Urtextes zur Erzielung kräftiger und verständlicher Wiedergabe des Inhalts.

der 32 Jahre lang Steinbrüchels Kollege im Lehramt war, dem Chorherrn Nüscheler, herrühren;[1]) derselbe war seit 1764 auch Pestalozzis Lehrer als Professor der weltlichen Geschichte am Carolinum.

In seinen unmittelbar nach Steinbrüchels Tode erschienenen und ebenfalls sehr pietätvoll gehaltenen „kurzen biographisch-charakteristischen Nachrichten von H. Canonikus und Professor J. Jakob Steinbrüchel in Zürich“ lesen wir diesfalls nachstehende Schilderung, die zu den Lichtseiten bei Hottinger auch die Kehrseite nicht verhehlt:

„Sein Betragen in Absicht der Studirenden war folgendermassen beschaffen. Unerschrocken begünstigte er sich zeigende Talente, kühnen, emporstrebenden Geist, und legte blöden, schwachen, schläfrigen Köpfen *unübersteigliche Hindernisse in den Weg, so dass er manchen vom Studiren abschreckte*; die fähigern aber suchte er durch Privatkollegien über die gelehrten Sprachen und die Baumgartensche Philosophie an sich zu ziehen. So wie er voll Liebe und Freundschaft gegen Helldenkende und nach Gelehrsamkeit Strebende war, so wohnte *Feindschaft gegen das Schwankende, Halbklare, Unbestimmte in seiner Brust;* den Heuchler hasste er, aber den Geistvollen konnte er auch an Ausschweifung Grenzendes verzeihen. Festigkeit, Entschlossenheit, Stärke und Nachdruck, etwas Imponirendes zeigte sich in seinem mündlichen und schriftlichen Vortrage. Alles neigte sich mehr zum Starken als zum Zarten und Feinen: sein Ausdruck war kriegerischen Helden und dem Ton des Sophokles mehr angemessen als dem mehr rednerischen und empfindsamen des Euripides. Kurze Sentenzen, entscheidende Urteile, treffende oder kurze Antworten, wegwerfende Verachtung, beschämende Vorstellungen waren ihm natürlicher als langes Auseinandersetzen oder die Sprache sanfterer Leidenschaften. — So war auch sonst sein Charakter im Handeln: Unparteilichkeit gegen Geschlecht, Stand und Rang, wo nicht ein heller Kopf, Gelehrsamkeit oder zu seinen übrigen Entwürfen passende Vorteile ihn anlockten.

„Mit dieser verband er festen Entschluss, unerschütterlich durch Bitten oder Nebenvorstellungen, unermüdete Tätigkeit in Worten und Werken, einen festen, raschen Gang zum Ziele für sich und seine Begünstigten, Kühnheit und Mut, den für andere furchtbare Schwierigkeiten nicht abschreckten, bei Fehlschlagung sich bald erholend, unerschöpflich an neuen Massregeln und bei gutem Erfolg nicht zu übermütig: etwas von der edlern Seite, nach der wir uns Gestalten aus der Römerwelt in der Jugend vorstellen. *Als Richter in Kollegien und Schulsachen trug er das Schicksal von Beförderung oder Zurücksetzung, von Belohnung oder Strafe in leichter Hand.* Sein Fuss stiess ein ganzes Gebäude von Entwürfen um, die ihm nicht Beifall abgewinnen konnten. *Eins seiner Worte entschied, schuf neue Hoffnungen, verdunkelte die heitersten Aussichten. Mittelmässige Köpfe, wenn sie auch noch so viel Fleiss hatten, konnten*

[1]) Felix Nüscheler, geb. 1738, † 1816.

niemals seine Zuneigung erhalten, Leute von Erziehung hingegen und Genie, besonders wenn sie rechte Lust zu den Studien der Alten zeigten, hatten seine ganze Zuneigung, er zog sie hervor und entschuldigte bei ihnen andere jugendliche Unarten leicht."

Ists nicht fast so, als hätte Nüscheler diese Schilderung mit einem Seitenblick auf Schülerschicksale wie dasjenige Pestalozzis entworfen? Man begreift, dass Lieblingsschüler, wie Hottinger, Steinbrüchel vergötterten; aber auch ebenso sehr, wie andere, die ihres Naturells wegen dies nicht werden konnten, sich von Steinbrüchel zurückgestossen fühlten und mit entschiedener Antipathie von ihm wegwandten. Letzteres scheint wohl auch — die Richtigkeit unserer Hypothese bezüglich der Demosthenes-Übersetzung vorausgesetzt — bei Pestalozzi der Fall gewesen zu sein. Der Gegensatz zwischen Pestalozzi und den Zürcher Humanisten geht allem Anschein nach schon auf Steinbrüchel zurück; an Hottinger und Bremi kam er bereits gewissermassen als geistiges Erbstück. *Hz.*

Brief Pestalozzis an Zschokke.

[Nachstehender Brief ist von dem greisen Heinrich Zschokke für die zürcherische Schulsynode autographirt und den Mitgliedern derselben anlässlich der Jubiläumsfeier 1846 ausgeteilt worden. Von Zeit zu Zeit kommen Exemplare der Autographie als Geschenk ans Pestalozzistübchen. Einer der freundlichen Geber äusserte den Wunsch, die Pestalozziblätter möchten der undeutlichen Handschrift durch Veröffentlichung des Wortlautes zu Hilfe kommen, welchem Wunsch wir gerne entsprechen (im wesentlichen gibt ihn bereits Morf, z. Biogr. Pest. III, p. 361/362 nach dem ersten Abdruck in Zschokkes „Prometheus" I, p. 259. Aarau, 1832). Der Brief stammt aus dem Jahr 1802, und das am Schluss berührte „erste Buch" ist wohl das erste von Pestalozzis Elementarbüchern.]

Freund —

1000 Dank für die Äusserungen deines Herzens, aber ich kann und will meine Zerrüttung keinem Freund aufbürden.

Ich kann, will und soll mich selbst retten, und wenn ich das gethan habe, dann will ich wieder Liebe nehmen von den Menschen — aber bis ich einmal in einem Stuck ganz mit mir selber zufrieden sein kann, kann auch kein Mensch Ruh in ein Herz flössen, dessen Ingrimm alle meine Nerven bis zum Zerreissen anspannen.